

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 33 (1939)
Heft: 5

Artikel: Aus dem Alltag
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von einer Seuche aus alten Zeiten.

Gar viele Bauern haben bange Tage und Wochen hinter sich. Unheimlich hat sich in unserem Land die Maul- und Klauenseuche ausgebreitet. Bis in die entlegensten Höfe hat sich der Stallfeind geschlichen. Da wurden die Ställe zu Leidensstätten der angesteckten Tiere oder öde und leer.

Noch schlimmer aber sind die Seuchen, die die Menschen dahinraffen. Wer erinnert sich nicht der schweren Grippezeit im Jahr 1918? Wenn wir aber noch weiter zurückgehen und in den alten Chroniken blättern, vernehmen wir, daß noch gefährlichere Krankheiten in unserem Lande gewütet haben. Eine der schlimmsten war die Pest oder der schwarze Tod. Sie war der größte Würgengel des Mittelalters. Langsam wälzte sie sich aus dem fernen Osten heran. Die damaligen Ärzte hatten kein Mittel gegen diese Krankheit. Darum glaubte das Volk, Ueberschwemmungen und Mißernten seien schuld an der Pest. Man war abergläubisch.

Am schrecklichsten tobte die Krankheit in Basel in den Jahren 1348 und 1349. Alle Leute, welche die Pestkranken pflegten, wurden selber krank. Gesunde, junge und kräftige Leute fielen oft plötzlich sterbend zur Erde. Die Menschen waren in großer Angst und Not. Sie suchten daher einen Schuldigen. Das Gerücht entstand, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Einige wurden gepackt, eingesperrt und gefoltert (gequält). Sie mußten große Schmerzen erdulden. Sie gestanden, obschon sie unschuldig waren. Zur Strafe wurden viele jüdische Männer, Frauen und Kinder auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Seuche aber nahm nicht ab. Im Jahre 1349 starben mehr Leute als je. Die Stadt Bern verlor z. B. an einem Tag 60 Menschen. Die Friedhöfe wurden zu klein. Viele Leichen wurden gemeinsam in Gruben gesenkt. Aus Angst vor Ansteckung flohen die Leute einander. Sogar die Kinder wurden von ihren Eltern verlassen. Viele Leute verließen ihre Wohnungen und flohen in abgelegene Gegenden.

Während der Seuchenzeit lernte man die Gefinnung der Menschen kennen. Viele vergaßen ihre Pflicht. Die Selbstsucht herrschte. Aber es gab auch Unererschrockene, die nicht an das eigene Wohl dachten. Sie waren barmherzig, wie Jesus Christus gelehrt hatte. Ärzte eilten von einem Kranken zum andern.

Pfarrer besuchten die Sterbenden und brachten Trost.

1611 war der schrecklichste Pestausbruch in Zürich. Alle Tage starben da 40 bis 60 Personen, einmal sogar 132. Die Stadt verlor 4684 Menschen. Das war die Hälfte der Bevölkerung. Die Juden wurden nun nicht mehr als die Schuldigen angesehen. Die Menschen suchten die Schuld bei sich selber. Sie dachten, Gott strafe sie mit der Pest für ihre Sünden. Die Leute taten Buße und wurden demütig.

Noch zahlreiche Pestausbrüche folgten bis ins letzte Jahrhundert. Jetzt ist diese Krankheit aus unserem Land verschwunden. Die Wissenschaft hat mit der Pest den Kampf aufgenommen. Die Menschen leben gefünder und wohnen besser. Auch sind sie viel reinlicher geworden.

Im Orient (China, Indien) tritt die Pest noch heute auf. Viele tausend Menschen müssen elend daran zugrunde gehen.

Aus dem Alltag.

Jedesmal wenn die liebe Großmutter ihren Enkeln eine Geschichte zu erzählen sich anschickte, begann sie mit den Worten „es war einmal“. Gewöhnlich eilten auch die Nachbarkinder herbei; denn alle, ohne Ausnahme, lauschten mit Andacht dessen, was das alte Großmütterchen aus dem reichen Born ihres Wissens schöpfte. Auch diesmal begann sie wieder wie immer:

„Es war einmal eine Familie, die hatte zwei Knaben im Alter von fünf und sieben Jahren. Der Mutter war es schließlich aufgefallen, daß der Konfitürenhafen, der in dem Küchenschrank auf dem obersten Schafte plaziert war, immer leerer wurde. Das mußte nicht mit rechten Dingen zugehen. Ein leiser Argwohn stieg in ihr auf: naschten vielleicht ihre zwei Buben auf unerlaubte Weise? Zur Rede gestellt, behaupteten beide, sie hätten nicht vom Topf genommen. Auch dem Vater gegenüber logen sie. Doch glaubten die Eltern den Aussagen nicht. Der Vater sagte nichts weiter; dafür wandte er eine List an. Nach einigen Tagen, als die Geschichte vergessen schien, kam an einem schulfreien Nachmittag aus der Küche ein jämmerliches Geschrei. Als man nachsah, gewahrte man dort den Kuedi mit allen Zeichen des Schreckens und der Scham im Gesicht: an einem der Finger zappelte ihm ein Krebs, der nicht locker ließ. Der ältere der Knaben

war wieder einmal der Versuchung erlegen, aus dem braunen Konfitürenhasen zu naschen. Zu diesem Zweck war er auf den Küchenstuhl gestiegen und hatte mit der rechten Hand in den verbotenen Topf gelangt, ohne diesen vom Schafte nehmen zu können. So wurde offenbar, wer der Schelm war. Der Krebs hatte ihn verraten. Als Strafe bekam er eine ganze Woche lang aufs Brot keine Konfitüre. Das ging ihm nahe; denn Erdbeerkonfitüre hatte er gar gerne.“ So schloß die Großmutter ihre Erzählung.

Und jetzt lacht ihr wohl alle über den drolligen Einfall des findigen Vaters, der sich zu helfen wußte, um den kleinen Uebeltäter zu entlarven. Aber auch aus der Taubstummenanstalt weiß ich etwas Aehnliches zu berichten. Hier war es die Köchin, die sich beklagte, es gingen ihr diverse Speisen, und namentlich Früchte, seit längerer Zeit abhanden. In Anbetracht der vielen Zöglinge, Knaben wie Mädchen, war es schwer, den Schelm ausfindig zu machen. Doch der Herr Inspektor wußte Rat; offenbar witterte er etwas — kannte er doch seine Buben! Noch gleichen Tags nahm er eine gewisse gemischte Klasse mit in die Küche, angeblich, um für einen Aufsatz Anschauungsunterricht aufzunehmen. Ehe die Schüler die Küche wieder verließen, ersuchte der Inspektor die Köchin, doch so, daß ihn alle verstehen konnten, über Nacht eines der Fenster offen zu lassen, damit besser gelüftet werde. Dabei rümpfte er lächelnd seine Nase.

Beim Zunachten postierte sich dann der wackere Herr Inspektor selbst in der Küche, in einer der Ecken gut versteckt. Nach einer guten Weile knarrte leise eine Außentür, in der der Küche angebauten Laube wurden sachte Schritte hörbar. Jemand näherte sich dem offenen Fenster, schwang sich in die Küche und war eben im Begriff sich im Schrank zu vergreifen, als ganz plötzlich helles Licht das Dunkel durchbrach — an allen Gliedern schlotternd stand Adolf, der sonst das Holz zum Anfeuern des Herdes zu besorgen hatte, wie angewurzelt da und blickte entgeistert in die strengen Augen des Inspektors. So hatte ihn endlich, aber einwandfrei, die Nemesis auf frischer Tat ertast.

Marin.



Fürsorge für Taubstumme und Gehörlose

Ausbau der Taubstummenfürsorge im Kanton Zürich.

Mit Bedauern habe ich immer wieder feststellen müssen, daß die Blindenfürsorge besser ausgebaut ist als die Taubstummenhilfe. Namentlich die ostschweizerische Blindenfürsorge arbeitet vorbildlich. Die Geldmittel liefert ihr ein Verein von über 40,000 Mitgliedern. In jeder größern Ortschaft hat sie einen oder mehrere Gemeindevertreter. Ein vollbeschäftigter Fürsorger reist von Gemeinde zu Gemeinde und sorgt, daß die freigewordenen Stellen der Ortsvertreter wieder richtig besetzt werden. Er klärt die Ortsvertreter auf über die Aufgaben, die Entwicklung und die Einrichtungen der Blindenfürsorge. Er besucht auch die einzelnen Blinden, um sich ein Bild von ihrer Lage zu machen. Er läßt sich ihre Leidensgeschichte erzählen, überbringt ihnen Unterstützungsgelder für Kuraufenthalte, Operationen, Brillen usw., vermittelt Arbeit, verschickt Bücher zur Unterhaltung, Belehrung und Erbauung, leitet Anstaltsverförgungen ein, tröstet Bekümmerte usw. Bald ist er Berater und Fürsorger, bald Lehrer und Erzähler, bald Friedensrichter oder Seelsorger und oft all das zugleich.

In der Taubstummenfürsorge besteht das Bedürfnis nach einem ähnlichen Ausbau schon lange. Jeder Taubstummenlehrer weiß, daß man die schulentlassenen Zöglinge nicht einfach ihrem Schicksal überlassen kann. Für Taubstumme bestehen nur in einigen Städten Möglichkeiten der Fortbildung. Wenn niemand mehr mit ihnen redet, verliert ihre Sprache bald an Deutlichkeit und Ausdrucksfähigkeit. Sie vereinsamen dann und werden unglücklich. Was die Anstalt mit viel Mühe aufgebaut hat, geht wieder verloren.

Die Taubstummen haben auch schwer, sich im Erwerbsleben zurecht zu finden. Ihre Eigenart führt oft zu Zusammenstößen mit der Umwelt. Sie haben Schwierigkeiten in der Werkstatt, mit dem Meister, mit den Nebenarbeitern. Sie finden nicht sofort die richtige Einstellung zur Arbeit und zur Pflicht. Sie verstehen nicht ihren Lohn richtig einzuteilen. Es fehlen ihnen gutmeinende Freunde, die ihnen ratend und helfend zur Seite stehen. Nur zu oft wissen